

Wo der Schnee leuchtet.

Von Hans Kantus.

Es liegt ein seltsamer Auftrieb in der nordischen Natur; vielleicht nicht zum wenigsten im Winter. Man sollte meinen, daß die beiden jungen Männer, die auf dem bei zwanzig Grad Kälte über die unermessliche glühende weiße Hochebene dahingelitten waren, — über zwei Meilen hatten sie hinter sich, und mehr als drei Meilen und nur den kurzen Wintertag vor sich; aber trotzdem es ein Unweg war, waren sie unwillkürlich, ohne recht zu wissen wie, am Fuß der Graupuppe angelangt. Dort verlangsamten sie die Fahrt, es fiel ihnen schwer, abzubiegen. Sie hielten an und blickten nach der runden Kuppe hinauf, die sich blühend im Sonnenschein erhob, noch heller als die große Fläche um sie herum. Sie schienen ganz nahe zu sein.

Sie sahen einander an: „Wieviel Uhr?“ sagte der eine. „Elf.“ sagte der andere. „Sollen wir auf den Gipfel?“ „Wir kommen trotzdem ans Ziel, ehe sie Weihnachten einläuten.“

So ging es zu, daß sie ungefähr eine Stunde nach Mittag auf dem Gipfel der Graupuppe standen.

Und das, obwohl sie durchaus nicht Sportsleute waren, die nur oben gewesen sein wollten, und obwohl es ursprünglich gar nicht ihre Absicht gewesen war, eine große Tour in die Berge zu machen.

Es hatte ein Weihnachtsfest werden sollen mit Rastern auf glatten Sandströmen, unter zottigen Farnen zu Fuß und Lang in großen warmen Stuben im Heimatdorf des einen, und dann, gegen Neujahr, eine viele Meilen lange Schlittenfahrt zur Bahnstation, und von da in ein anderes Tal hinauf, um das neue Jahr bei den Verwandten des anderen einzuweihen.

So war es verabredet gewesen, und das Programm war für und fertig gewesen, wie es sich für zwei Juristen geziemt, wenn sie auch erst Studenten sind. Aber Unvorhergesehenes war dazwischengekommen.

Neuerlich hatte es bis gestern abend gehalten.

Peter Holmsen, der Sohn des Gefängnisdirektors und seit einem halben Jahre in der Anstalt des Vaters läßt, war vor ein paar Tagen gemäß der Verabredung zu seinem Freunde Olaf Ramstad, Sohn aus Kamstad, einem der großen Gutshöfe unten im Kirchspiel, gekommen — Olaf war schon vor vierzehn Tagen von seinen Studien weg nach Hause gereist. Aber die richtige Laune wollte sich nicht einstellen; das Programm gefiel ihnen lange nicht mehr so gut, sie wollten ja ungefähr, was kommen sollte. Doch da geschah etwas Unerwartetes im Kirchspiel. Eines Nachts wurde in die Vorzimmerkammer auf Kamstad eingedrungen. Es konnte kein gewöhnlicher Einbrecher sein, er hatte nur einen großen Kufschlüssel genommen, und den hatte er augenscheinlich mit Weihnachtsfest gefüllt, überall hatte er vom Festen, was es gab, ein wenig mitgenommen. Es war etwas so sonderbar Lustiges und wenig Brautliches an diesem Diebstahl, daß es allen ein höchst merkwürdiges Vorfall kam. Der alte Ramstad fragte sich denn auch hinterm Ofen und sagte:

„Ja, ja, das Essen soll ihm gern gegönnt sein, aber einen Kufschlüssel hat er sich schon selber holen können.“

Dies nahm ihre Gedanken gefangen. Immer wieder kamen sie, ohne es zu wissen, darauf zurück, wie es dem Dieb wohl ginge, wo er saße und schmeckte, in einem Häuschen unten im Tal oder in einer einsamen Holzschütte weit fort im Wald, und sie unternahm eine Fahrt zum Waldrand hinauf, — das war gestern nachmittags. Dort wandten sie sich um und blickten zurück.

Unten im Talgrund begann es bereits zu dunkeln, höher die Talsteilen hinauf wurde es heller und heller, bis diese unmerklich in den klaren Himmel übergingen. Tief unten im Süden, wo das Tal sich öffnete, glimmte der Himmel in matten Rot, das weiter oben in ein fahles Gelb und am weitesten gegen Norden in bläuliches Weiß überging. Auf der anderen Seite des Tales konnten sie über den oberen Talrand gerade noch den Gipfel der Graupuppe erkennen; er erstreckte sich in Rot und Gold in den letzten Abendstrahlen der Winter Sonne.

Sie blieben lange stehen. Allmählich verblödete der Gipfel, der Hintergrund wurde blau-

lich, die Umrisse verschwanden und glitten in den hellen Himmel über, die Sonne hatte ihn verlassen.

„Dort oben ist es heller,“ sagte Peter Holmsen. „Ja, dort oben ist es, wo der Schnee leuchtet,“ sagte der andere.

Es war, als würde mit diesen Worten das ganze Weihnachtsprogramm für sie blass und farblos. Sie machten es sich nicht recht klar, aber es waren doch wohl beide Worte, die sie jetzt zur Weihnachtszeit in die Täler hinaufgelockt hatten, und es waren diese Worte, die ihnen sagten, was sie eigentlich dort sollten.

„Es wird hares Wetter morgen,“ sagte Olaf.

„Wollen wir getadestwegs hinüber und den Weihnachtsabend drüben feiern?“

„Wir wollen morgen, daß wir hinunterkommen und pöden.“ Am nächsten Morgen, als der erste rötliche Streifen sich im Osten zeigte und die Sterne noch über dem dunklen Tal flatterten, waren sie, die Rückwärts auf dem Rücken, auf dem Weg zur Höhe auf der anderen Seite des Tales.

Da war es, wo der Auftrieb erst richtig Gewalt über sie bekam und sie im Lauf von ein paar Stunden bis auf den Gipfel der Graupuppe hinauftrieb.

Aber eigentlich hatte er schon damals, in der Stadt, in ihnen gewirkt, als sie beschloßen, Weihnachten oben im Tal zu verbringen, sie hatten es nur nicht gemerkt.

Eines Tages, im Anfang Dezember, als Olaf Ramstad unten in der Stadt auf seiner Studentenbude saß, hatte es an die Tür geklopft, und es war eine Frau in mittleren Jahren hereingetreten. Sie war gut in diese wollene Kleider gekleidet, und einen wollenen Schal hatte sie seit um den Kopf gebunden. Der Herbst- oder Winterwind, der draußen blies und kalt über der Stadt lag, hatte auf der Welle einen feinen Tau von winzigen grauen Perlen abgesetzt, und an den Enden der langen Winterhosen hingen feine Tau-perlen, so groß wie Stecknadelköpfe, und machten die braunen Augen noch größer und lebhafter. In dem einen Fingerring trug sie einen großen schwarzen Silberring mit allerlei Gellengel daran. Er sah gleich, daß sie zu den Zigeunern gehörte, und er meinte auch, sie schon früher gesehen zu haben, aber solche Leute sehen ja alle ungefähr gleich aus.

Sie sah vielmals um Entschuldigung, daß sie ihn störte, aber ob er nicht aus — und sie nannte den Namen seines Heimatortes — wäre.

Ja, das wäre er. Und von Kamstad, dem großen Gut —? Ja, sie hätte gehört, daß er der zukünftige Besitzer sei. Und er möchte nur entschuldigen, aber sie wußte auch, daß die Leute dort oben so gut wären gegen die, die „reisen“ und kein Heim hätten, und eine alleinlebende Frau hätte niemand, an den sie sich in der alten großen Stadt wenden könnte, ob der Herr Gutsherr nicht für ein gutes Wort und Gottes Segen ihr zu dem verhilfen könnte, was ihr am meisten am Herzen lag.

Ja, womit er ihr helfen konnte, sie sah nicht aus, als ob sie etwas brauchte.

Ah, nein, ach nein, nicht Geld und nicht Lebensmittel; nur ein paar Worte auf ein Blatt Papier für ihren armen irregleiteten Mann, der jetzt das fünfte Jahr im Gefängnis saß und noch ein Jahr abtun mußte. Ob der Herr Gutsherr nicht — ach nein, das wäre wohl nicht zu erwarten, es war ja so viele Jahre her — von einem Gedicht hätte, den sie oben in den Gebirgsgegenden Andreas Leidstuf oder nur den Leichstuf nannten? Das wäre, Gott sei's gefällig, ihr Mann vor Gott und der Welt, in Dötens Hauptkirche ihr angetraut.

Ja, das hatte er wahrhaftig.

Er raffte schnell zusammen, was er von Andreas wußte; der hatte sich einmal, vor langen Jahren, als Hirtenjunge auf Kamstad versucht, war aber mitten im Sommer aus dem Dienst gelaufen; und seitdem war er bekannt und beschäftigt in den Gemeinden droben. Er gehörte eigentlich nicht zu den Zigeunern, aber kaum war er konfirmiert, so schloß er sich ihnen an und zog mit ihnen im Lande herum. Er war ungewöhnlich rund und gedungen gebaut, ganz klein, und immer trällerte und sang er. Ein bißchen für den Hausbedarf mußte er auch da, wo er bekannt war, aber niemand machte etwas daraus; er war so lustig und munter, nur wenn er janzig war, war er gefährlich; er verfiel auch bald in Trübsal, weil er im Jörn einen anderen Zigeuner zum Krüppel

geschlagen hatte, und noch dazu um eines Frauenzimmers willen, das zehn Jahre älter war als er. Aber der Jähzorn wurde sein Unglück. Ein paar Jahre zu spät wurde er eingekerkert, wegen Entziehung von der Dienstpflicht bestraft und zum Soldaten gemacht. Er war geschickt und munter, erwarb sich die Schießauszeichnung, aber keine Disziplin. Eines Tages, als er eine grobe Zurechtweisung erhielt, bekam er eine Sack unter den Augen, und hinterher schloß er scharf auf seinen Hauptmann. Aber diesmal fehlte er, und so kam er mit sechs Jahren Ruchthaus davon. Er hatte sogar von seinem Freunde Holmsen gehört, daß er sich besonders gut aufführte, und daß die anderen Gefangenen ihm den Namen Napoleon gegeben hätten, weil sie meinten, er sähe ihm ähnlich.

Was für denn geschrieben haben wollte?

Ah, Gott segne den Herrn Gutsherr, nur Gutes. Juerit wollte sie etwas Frommes haben über das große Fest, das sich jetzt wieder näherte. Ferner, daß sie sich nach ihm sehnte und von ihm das gleiche hoffte; aber er sollte nur alles in Gottes Hand legen, sich zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten aufzuführen und geduldig abwarten, bis das Jahr, das ihm noch bevorstand, zu Ende wäre. Sie wartete auf ihn. Jetzt, in der heiligen Weihnachtszeit, wollte sie aus der häßlichen schwarzen Stadt fortziehen, an einen Ort, wo der Schnee leuchtet.

Weiter wollte sie nichts haben, sie bat nur noch um die Feder und setzte zwei schräge Kreuze darunter.

Was das bedeuten sollte?

Das wäre ihr Zeichen, damit er sehen könnte, daß sie selber dabei gewesen sei — man müßte sich helfen, so gut man könnte.

Aber wie hätte sie gedacht, den Brief ins Gefängnis hineinzubringen?

Ah, Gott segne den Herrn Gutsherr! Wenn sie zum Direktor ginge und zeigte dies vor, so unschuldig wie es war — er würde einer christlichen Frau in der heiligen Festzeit nicht ein Trosteswort an ihren Mann verweigern, und besonders, wenn der Herr Gutsherr, der schon so viel getan hätte — Gott segne ihm — noch eine gute Tat hinzufügen, mit zum Direktor gehen und bezeugen wollte, daß er den Brief geschrieben habe.

Er sagte ohne weiteres ja und sah nicht, daß es siegesgewiß in ihren Augen aufblühte — er konnte ja nicht ahnen, daß sie, ebenso gut wie er, wußte, daß der Direktor fortgeritten war, und daß der Sohn das Gefängnis leitete.

Sie kamen in die Amtsstube und brachten ihr Anliegen vor.

Der junge Holmsen las den Brief.

— einen Ort, wo der Schnee leuchtet. hm. Was ist das, was darunter steht?

Ah, Gott segne den Herrn Oberdirektor, das ist nur mein armseliges Zeichen; ich kann nicht schreiben.

Gut, es wird besorgt werden.

Mit tausend Dankfragungen an den Herrn Gutsherr und den Herrn Oberdirektor ging die Zigeunerin ihrer Wege.

Die beiden Mädchen eine Weile sitzen, sahen zum Fenster hinaus in die schneeweiße Luft und sprachen von Wetter. Aber, wie es auch aussehen mochte, es war, als sähen sie querdurch über weiße Felber hin, und ehe sie sich's versehen, hatten sie verabredet, Weihnachten oben im Schnee zu verbringen.

Am Tag später war Andreas Leidstuf oder nur den Leichstuf entwischt, und zwar auf so schlaue Weise, daß man vermutete, er habe Hilfe von außen gehabt. Und da mußte sich Peter Holmsen von dem richtigen Direktor den Kopf waschen lassen — man gibt Gefangenen nicht Briefe, worin steht, daß jemand auf sie wartet; aber auch der Direktor konnte es nicht recht verstehen, denn Gefangene pflegen nicht im Winter auszubrechen. (Schluß folgt.)

Bis Weihnachten!

Er marschierte neben mir. Anfangs kummerien wir uns recht wenig um einander. Die Welten, aus denen wir kamen, waren zu entfernt, und die Unterschiede machten sich bemerkbar. Er — ein einfacher, unverbraucher Bauernburche, ich — der Großstädter mit dem leidigen Hang zum Besessenen. . . . So redeten wir in den ersten Tagen nur das Rotwendigste; manchmal hielt einer dem andern wohl das Gewehr, wenn er sich das schweilige Gesicht trocken oder einen Schind aus der Feldflasche nehmen wollte. Auf dem Wege dieser kleinen Handreichungen kamen wir uns langsam näher und gewöhnten uns dann recht schnell zusammen.

konnte nicht sprechen und schnappte nach Luft. Endlich atmete er auf.

„Geben Sie mir ein Schnäpschen mit dem Pfeffer ein, Fräulein . . .“ flüsterte er.

„Sofort! Ich will nur die anderen rufen.“

Die Mädchen drängten sich am Eingang, aber sie traten ängstlich und schüchtern ein, wie gebildet von dem matten Glanz, der von dem armen Elend ausstrahlte. Sie konnten sich nicht anziehen, wie sie es gewünscht hätten. Nur einige hatten einen alten Rock oder eine zerrissene Bluse aus früherer Zeit herborgeholt und blickten voll Stolz und Glück auf die anderen, die ihre Seidenkleider mit einem wollenen Tuch bedeckten. Aber angesichts dieses Mahls fühlten sie sich alle gleich, aller Reiz und Stolz fiel von ihnen ab. Tränen quollen in ihren Augen und rollten über die durchfurchten Gesichter, an denen ein ausdrucksloses Lächeln für immer zu hafte schien.

Das rothaarige Mädchen hob die Oblaten vom Teller. Dreißig und freudig ging sie in die finstere Ecke des Salons, wo sie von leisem Schluchzen begrüßt wurde.

„Run, Liebste, laß uns die Oblate teilen, wie einst — wie damals,“ erbeute ihre leise Stimme. „Wäge jede dessen gedenken, was ihr das Leuerste auf Erden war, diese der Mutter, jene der Schwester, und jene“ . . . etwas schnürte ihr die Kehle zu, schnitt ihr den Atem ab. „Und jene“ . . . das Mädchen wankte und flüsterte mit Anstrengung: „Ich kann nicht.“

Die leichten Oblaten zitterten in ihren Händen und sanken mit leisem Geräusch, wie späte Herbstblätter, auf die Erde. Ein ängstlicher Aufschrei und ein Augenblick schmerzhafter Stille.

Aus der dunklen Ecke drang ein Stöhnen, das, lange unterdrückt, in einem furchtbaren Schrei hervorbrach. Dem unterlag sich ein zweiter, ein dritter, ein zehnter Schmerzschrei, bis ein Weinkrampf jede Brust ergriff und durch den Ballsaal tobte . . .

Ein verzweifelter Schrei grenzenlosen Leids, hoffnungslosen Schmerzes, in seinem einzigen Augenblick durchleuchtet, erhob sich und zerrte an dem menschlichen Gedanken bis zum Wahnsinn. Immer neue Stimmen traten hinzu, in mächtigen Akkorden erklang diese düstere Improvisation, die die Verzweiflung aus diesen schmerzdurchzuckelten Seelen hervorgeholt hatte.

In der Wand tauchte eine schwarze, zerrwühlte Gestalt auf.

„Mag Euch . . . der Schlag treffen . . .“ Und das Gebrüll der greisen, gebrochenen Stimme eines vor Schmerz rasenden Menschen vereinte sich noch mit dem Geschrei des so unheimlich bereicherten Jammers.

Aus dem Polnischen von Stefania Goldenring.

Erinnerungen.

Von Jygmunt Bartkiewicz.

(Schluß.)

„Was denn, mein Kind, was, ich möchte Dir nichts abschlagen. Was willst Du von Deiner Madame, mein Kind?“

Bei diesen Worten sagte sie Mantas Kopf mit beiden Händen und lächelte ihn mit der Würde einer Matrone.

„Sie bitten alle, Du möchtest so gut sein, Alte . . . Madame, und heute zu beurlauben, wahrscheinlich kommt ohnehin niemand, wir werden uns alles allein herrichten.“

Die Alte begann mit dem Mund zu faulen, mit den Augen zu zittern und stammelte schließlich:

„Wacht, was Ihr wollt, Regina wird Euch helfen, aber ich weiß nichts davon, ich mische mich nicht in solche Angelegenheiten, Gott schütze mich vor Unannehmlichkeiten, vor Schmach, die auf mein graues Haupt fallen könnte — o weh!“

Sie seufzte tief und zog aus der Tasche einen zerdrückten Rubelstein heraus.

„Da, nimm, Regina, laufe Ihnen zu Weihnachten ein Hans. Ich habe ein Herz, es darf aber nichts davon wissen, jetzt geht aber, denn ich bin ein wenig gerührt und das bekommt mir nicht gut.“ Sie legte ihr rotes Taschentuch an ihre kranken Augen.

„Die gute Alte, wir wollen ihr danken,“ rauschte es in dem Mädchenkreis.

Und sie kamen heran, eine nach der anderen und beugten ihre strahlenden Gesichter über die in den kostbaren Schlaf ihre eingehüllte Nase und küßten die von Diamanten und rot eingestrichelten Hände. Sie umfaßte ihre Köpfe, wie Schweiß glühenden Hände. Sie schmeigte sie an die Brust, schließlich erhob sie sich und sagte zu ihrer Gefährtin:

„Solle der Vogel fünfzig Rubel kosten, geb' ich es auch.“ Dann ging sie taumelnden Schrittes hinaus.

„Die gute Alte,“ folgte hinter ihr das Geflüster dummer, armseligster Freunde.

Ein weicher, goldberleierter Saal, in dem Vorbereitungen zu einem armenlichen Mahl getroffen wurden. Auf mehreren, mit bunten Tischdecken bedeckten Tischen von verschiedener Größe leuchteten weiße Teller, durch die Räte hob sich eine Reihe Platten in einem dunklen Streifen ab. Rohrn, Pasteten, Heringe, Kartoffeln, ein Topfstücken und auf einem verblödeten Tablett Oblate. Das rothaarige Mädchen in einem roten Samtkleid, pükte Wasser und Gabel, eine andere

stülzte sich auf den Tisch und ließ die Augen über die gedeckten umherschweifen. Es war keine heitere Wanderung, denn das blasse Anlitz verblödete sich, nur in den Augen leuchteten ungewöhnliche Blitze auf, kleine Lichter düsterer Gedanken, — Boten der Verzweiflung.

Dort sah der Alte, dort die Mutter, — flogen die Erinnerungen vorüber — daneben die verheiratete Schwester, zwei Brüder und dann sie selbst, an ihrer Seite er, glückselig. Er drückte schüchtern ihre Hand, sie träumten von Glück, von dem nahen Hochzeitstage. . . . O weh! Aus den untermalten Buch des Mädchens fielen auftrichtige Tränen.

„Blarre doch nicht auf die Heringe, Wirta. Sie sind schon genug gefalzen, und mit Tränen holst Du nicht zurück, was gewesen ist.“

An der weißen Wand mit den goldenen Vlieten trat aus der Umrahmung des schwarzen Rocks der Sohn des Hausdieners Wladyslaw hervor: ein gelbes, ruiniertes Gesicht mit rötlichem Schnurrbart und einem spärlichen Backenbart. Die erlöschenden Augen sagten gar nichts, sie blickten gedankenlos auf die heutigen Vorbereitungen.

„Freuen Sie sich, Herr Wladyslaw?“ Die wohlklingende Stimme des geschäftigen Mädchens weckte ihn aus der Erstarrung.

Die gebückte Gestalt richtete sich an der Wand auf und ertönderte mit langsamer, milder Stimme:

„Dumm ist, wer sich freut, denn was bringt die Freude? Nur so viel, daß morgen schlimmerer Kummer Eure Rehlen zusammenbürgen wird. Wer in dem Rehrichth wühlt, den er einmal aus den Gedanken hinausgeworfen hat, stößt immer auf Kummer und Leid.“ Er machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und fuhr fort:

„Ja, bin alt, kenne das alles und habe viel gesehen. Ich war auf dem Wagen und unter dem Wagen, einmal fiel ich vom Wagen und geriet in solchen Schmutz, daß es schwer ist, darin zu leben und furchtbar — zu sterben. Ach, wozu sich der alten Dinge erinnern, wenn man richtig bedenkt, war alles den Teufel wert. . . . Denn in allem, und sei es auf dem äußersten Boden, steckt Schmutzerei. In der selben Frau, im Bruder, in der Schwester. . . . Und die Kinder? Schütten Sie ein bißchen Pfeffer in den Schnaps, Fräulein, es schadet nichts.“

„Das brennt.“

„Eben darum. Es soll brennen. Deshalb ist der Schnaps ja auch ein Trost, er läßt den Menschen nicht vor Kummer sterben, er brennt alles aus, wonach das Herz sich sehnt, um was es weint. O, wie werdet Ihr morgen trinken, nach diesem heiligenabend . . . werdet nicht genug Pfeffer bekommen können.“

Er bekam einen Hustenanfall, wurde blau im Gesicht,

Peter Noofanger ließ es gütigst jammern und geschick, daß ich ihm dann und wann die geistige Höhe zeigte, auf der ich ihm gegenüber zu stehen meinte, und schlug mich höchstens voll darüber Bewunderung auf die Schulter, wenn ich eine nach seiner Meinung besonders treffende Äußerung tat. Nur in einem Punkt widersprach er mir und allen anderen unbedingt und das war über die Dauer des Krieges. Wenn das Gespräch darauf kam und das war ziemlich jeden Tag der Fall, so lachte Peter Noofanger über alle noch so scharfsinnigen Erklärungen. Er hielt mit der ganzen Jahrgang seines frengläubigen Gemütes daran fest, daß er Weihnachten längst wieder in seinem weltlichen Heimatsort sei, und fragte ihn einer, woher er das so bestimmt wisse, dann wurde Peter die breiten Schultern und meinte geheimnisvoll: „Wer's so seh'n!" Die Kameraden neckten ihn oft, indem sie lachend die Adresse der Weihnachtskarten verlangten, der Peter diese Wissenschaft verdaute. Dabei hegte insgeheim jeder im Grund seines Herzens die Hoffnung, Noofanger möge recht behalten, und die Hoffnung freilich sie jeden Tag an der felsenfesten Ueberzeugung Peter Noofangers auf. Außer dieser fixen Idee hatte Peter Noofanger noch eine Eigenheit, die ihn scharf aus der Masse der Kameraden hob — er schrieb leidenschaftlich gern, und während andere ihre Ruhepausen mit Essen und Schlafen ausfüllten, saß stand oder lag Peter, je nach der Bequemlichkeit der Unterkunft und malte mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt Karten und Briefbögen voll mit großen, ungelassenen Buchstaben. Bar er um einen Ausdruck verlegen — z. B. das Wort Schrapnell wollte ihm nie recht eingehen —, so kam er regelmäßig zu mir, rief die wichtigsten Fragen am Hofenboden ab und begehrte Auskunft. Zum Dank durfte ich alles lesen, was Peter schrieb, und ich muß sagen, daß unter den Millionen Briefen, die heute vom Feld heimgeschrieben werden, nicht viele die seltsame und rührende Schönheit dieser künstlich, grammatisch und orthographisch durchaus nicht einwandfreien Episteln haben. Und regelmäßig begann der Schlusssatz: „Die Weihnachten konnt ich wieder . . .“

Aus den Briefen erfuhr ich auch, daß Peter außer seiner alten Mutter noch ein Mädchen mit einem Kinde dabei hatte. Alle Stellen in seinen Briefen, die an das Mädchen gerichtet waren, ahmen eine milde und raue Zärtlichkeit. Mit allen Fibern seiner lerngesunden Natur mußte Peter an diesem Geschöpfe hängen.

So zogen wir neben einander durch das deutsche und dann durch das französische Lothringen, schossen uns mit den Franzosen herum und oft genug bewarst dieselbe Granate Peter und mich mit dem gleichen Dred. Rechts und links fielen die Kameraden — und beim geschah nichts, und als wir Lothringen mit Nordfrankreich verlauschten, hofften wir hart, auch auf dem neuen Kriegsschauplatz immer dort zu sein, wo die Geschosse gerade nicht einschlugen. Auf der ganzen drei Tage langen Fahrt hatte Peter mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit behauptet, wir würden nun wohl kaum noch eine Augen pfieren hören und hatte von einer Stadt geschworen, in die wir angeblich als Besatzung kommen sollten. Acht Tage später lagen wir schon 48 Stunden in blutigen Gefechten gegen Arras, und Peter machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, als ich ihm an seine Behauptung erinnerte.

Das Gefecht ging an dieser Stelle äußerst zah vorwärts, und wohl deswegen wurden wir in der Nacht um drei Stunden nach rechts gezogen in der Hoffnung, hier mit unserem Angriff schneller durchzubringen. Im Morgengrauen schickte der Zugführer die acht Mann unserer Gruppe vor in eine Kapelle, die auf der beherrschenden Höhe stand. Hier sollten wir beobachten — eine ungemütliche Aufgabe, denn die Kapelle stand so im Sichtkreis der französischen Artillerie, daß hundert gegen eins mit einer Beschichtung zu rechnen war. Der Patronenführer schärfte uns deshalb auch äußerste Vorsicht ein. Seine Helmvispige zeigen, sonst fährt die Spitze mit dem Kopf und Helm zum Teufel! Die Kapelle wurde eben neu hergerichtet. Baumaterial lag umher und einige volle Zementfässer luden zum Hinsetzen ein. Langsam stieg der Unteroffizier die Leiter hoch und spähte durch ein kleines kreisrundes Fenster. Dann traf er seine Anordnungen. Jeder von uns mußte eine Stunde auf der Leiter stehen und Ausguck halten. Die Sache ging glanzend. Den ganzen Vormittag und noch bis in den späten Nachmittag hinein blieb unser Posten unentdeckt, und die französische Artillerie schoß überall anders hin, nur nicht auf die Kapelle. Einige Kameraden fingen schon an sorglos zu werden und Peter, der eben zu beobachten hatte, stetzte plötzlich in einem Anfall von Uebermut den linken Kopf durch das Fenster und schaute interessiert den einschlagenden Granaten zu. Das hatte aber noch keine fünf Minuten gedauert, da hörten wir über uns schon das bekannte unheimliche Singen.

„Jetzt haben wir sie glücklich auf dem Hals, häßt' keinen verdamnten Dickschädel auch hereinlassen können . . .“ Die Kameraden waren wütend auf Peter, daß er das schone Versteck vertan hätte und hielten mit Ausdrücken ihres Unmuts durchaus nicht zurück. Da — fuff! — wup! Ein betäubendes Krachen, Peter wurde durch den Luftdruck von der Leiter geworfen und mitten im Raum landete eine ansehnliche Granate wie ein wahnwitzig gewordener Kreis immer um ihre Mittelachse. Gott sei Dank, nur ein Hindsgänger! Nun aber raus aus der Kapelle. Wir stürzten in größter Hast durch die Tür ins Freie, gerade rocht, denn als Peter kaum durchgemischt war, schlug schon eine zweite Granate ein und diesmal war es kein Hindsgänger. Rechts und links, vor uns und hinter uns spritzten Erd- und Mauerbrocken auf. Zu viert kauften wir einem nahen Hohlweg zu und warfen uns direkt an der Wöschung nieder. Raum hatten wir uns ziemlich dicht nebeneinander gelegt, da hörten wir schon das wilde Pfeifen eines Geschosses; unwillkürlich schüß jeder die Augen mit der Hand — ein fürchterlicher Krach und ein wilder unmenslicher Schrei — Peter Noofanger hat die volle Ladung des Schrapnells in den Leib bekommen. Von uns ist nur einer und der ganz leicht verwundet. . . .

Das war um fünf Uhr abends. Zwei Stunden später hielten wir die Leiche Peter Noofangers ab. Er war durch seinen Tod der Lebensleiter von drei anderen Kameraden geworden, denn er hatte mit seinem Niesenkörper die ganze Wirkung des mörderischen Geschosses aufgefangen. Davon weiß der arme Burche freilich nichts mehr, aber wir, die ihn dicht hinter der Kapelle begruben, dankten es ihm.

Als der letzte Spaten Erde auf ihn fiel, dachten wir alle unwillkürlich dasselbe und einer gab dem Gedanken Ausdruck: „Die Weihnachten? . . .“

Karl Bröger.

Schlachten am Weihnachtstage.

Eine der ersten Weihnachtsschlachten ist die vom 24. Dezember 1640, wo im Kampf der weichen gegen die tote Nase Herzog Richard von York bei Wakefield von der Königin Margarete besetzt wird und fällt. Eine andere Weihnachtsschlacht auf englischem Boden brachte das Jahr 1745. Damals standen sich bei Clifton Moor die Truppen des Stuarthäuptlings Karl Eduard und des Herzogs Georg II. unter dem Herzog von Cumberland gegenüber. Der Zusammenstoß war äußerst blutig, und die Verluste auf beiden Seiten waren groß; doch mußte sich das Heer Karl Eduards zurückziehen und wurde dann zu Beginn des folgenden Jahres bei Culloden gänzlich vernichtet. Eine lange Weihnachtszeit für England brachte auch der Krieg mit Frankreich im Jahre 1703. Da traf am Heiligabend die Nachricht ein, daß Toulon erobert, gestürmt und genommen sei, und die Weihnachtsfestlichkeiten traten während der nächsten Tage hinter den nationalen Freudenfeiern zurück. Während der Kämpfe in Indien brachte die Weihnachtswoche des Jahres 1805 den glänzenden Sieg bei Sahagam, der durch den tödlichen, aber erfolgreichen Angriff der englischen Kavallerie auf eine gewaltige Uebermacht berühmt geworden ist. Im Jahre 1813 erzwangen englische Truppen zu Weihnachten den Uebergang über den Rine. Bereits am 13. Dezember hatte zwar die eigentliche Schlacht stattgefunden, in der Wellington den französischen Gegner schlug, doch vergingen noch zwei Wochen mit Schrammeln, ehe sein Heer den Uebergang erzwungen konnte. Am

2. Weihnachtstage desselben Jahres mußte Napoleons General Dutaillis die Festung Zargan an die Breuchen unter Lavenzien ausliefern. 1817 hatte sich der Kodjoh Appa Sahib empört und rückte mit überlegenen Streitkräften den englischen Truppen entgegen. Er wurde am 21. Dezember bei Rehadpur geschlagen, zog sich aber in größter Ordnung zurück und sammelte neue Streitkräfte, mit denen er bereits am Heiligabend die nur 18000 Mann starken Engländer von neuem bei Kagpur angriff. Trotz seiner Uebermacht wurde er aber vernichtet geschlagen.

Antwerpen hielt während der Weihnachtstage 1832 Europa in Spannung. Der Londoner Vertrag hatte die Stadt dem neuen Königreich Belgien zugeprochen, doch weigerten sich die Holländer, deren Befestigungswerke auszuliefern. Darauf wurde der französische Marschall Gérard mit der Durchführung des Londoner Beschlusses betraut. Er belagerte Antwerpen und stürmte am 23. Dezember dessen Zitadelle. Am Heiligabend konnten dann die Belgier in ihre neue Handelsstadt einziehen. Die Weihnachtsfeier des Jahres 1843 wurde durch den Mahrattenkrieg gestört. Sir Hugh Gough schlug in der Weihnachtswoche die Indier entscheidend bei Maharajpur, wobei diese nicht weniger als 18000 Tote auf dem Schlachtfelde ließen. Zwei Jahre später stand Sir Hugh im Kampfe gegen die Sikhs, und die beiden Schlachten, die er ihnen lieferte, fanden eigenartiger Weise auch in der Weihnachtswoche statt. In der ersten, am 21. Dezember bei Rodde, wurde der Feind zwar zurückgeschlagen, doch setzte die einbrechende Nacht der Verfolgung ein Ende. Daher wurde der Kampf am folgenden Tage bei Pereschah erneuert und dauerte drei Tage hindurch bis zum Weihnachtmorgen. Tausende der Sikhs — desselben Stammes, der heute Hilfsstruppen für die Engländer nach Europa stellt — wurden vernichtet, 3000 Engländer, darunter 115 Offiziere, blieben auf der Walfahrt. Während der Belagerung von Sebastopol verließen die Russen, das Weihnachtstfest der Verbündeten durch einen Ausfall zu stören; sie wollten am 24. Dezember die Laufgräben stürmen. Es entwickelte sich auch ein blutiger Kampf, der bis in die Weihnachtsnacht anhielt, doch mußten sich die Russen schließlich zurückziehen. Drei Jahre später begannen die verbündeten Engländer und Franzosen während des Opiumkrieges gegen China am zweiten Weihnachtstage Kanton zu stürmen, das allerdings erst am 29. Dezember in ihre Hände fiel. Am Weihnachtstage 1878 lieferte Lord Roberts den Afghanen ein blutiges Gefecht, das für ihn siegreich ausfiel. Dagegen verdarben die Buren im Jahre 1880 den Engländern ihre Weihnachtsfreude, indem sie am 1. Feiertag gegen das englische Lager bei Bronkers Spruit vorgingen und ihnen eine schwere Niederlage beibrachten.

Nimmt man zu dieser Liste noch all die kleineren Kriege auch der ferneren Nationen, so kann man getrost behaupten, daß das Wort „Friede auf Erden“ weder zu Weihnachten, noch sonst jemals bisher Wahrheit geworden ist.

Musik.

Das Friedrich-Wilhelms-Südliche Theater ist mit der Direktion des Opernsängers Gustav Friedrich anscheinend auch ein neuer Geist eingezogen. Dem bisher in der Pflege der Operette herrschend gewesenen Schindlerian soll energisch zu Leibe gegangen werden. Von dieser ersten Absicht war die Aufführung der Willäckerin „Casparone“ getragen. Nicht bloß, daß auf die Herstellung des Textes, namentlich aber der ursprünglichen Partitur Willäcker's Bedacht genommen wurde, hat sich auch die Regie einer auf Hervorhebung innerer künstlerischer Feinheiten gerichteten Wiedergabe befleißigt. Manches klappte ja bei der ersten Vorstellung noch nicht so, wie man gewünscht hätte. Indessen — das wird die Uebung bringen. Denn das Soloperational weist sehr tüchtige Kräfte auf. Die Chöre sind auch recht gut, und das Orchester unter seinem Dirigenten Max Berner spielt flott und ergast. „Casparone“ wird sich als Kassenmagnet bewähren.

Kleines Feuilleton.

Eine Unterhaltung zwischen Schützengräben.

Ein im Felde stehender Föhnenjunfer, der beim Ausbruch des Krieges am Grunewalder Gymnasium das Rotexamen ablegte, erzählt im „Grunewald-Gebü“: Gestern, den 24., hat es viel geschneit. Heute Dredwetter, aber gemüthlich ist es hier! Zu erleben aus folgender kleinen, wirklich wahren, wenn auch unglücklich erscheinenden Geschichte. Wir haben mit einer Sappe eine französische durchbrochen und an dieser Stelle verbarrikadiert. Auf sechs Meter Entfernung stehen sich nun dort ein deutscher und ein französischer Doppelbofen gegenüber. Gestern hatte ich in der Nähe zu tun. Da hat mich ein Unteroffizier, einige französische Worte auf einen Zettel zu schreiben, den er zu den Franzosen hinüberwerfen wollte. Ich tat das natürlich, da ich auf den Erfolg riesig gespannt war. Der war der: Wir hörten ganz deutlich, wie einer daneben den Zettel vorlas. Darauf rief ich hinüber und stellte französisch einige Fragen. Von drüben antwortete einer und fragte dann, ob ich glaube, daß wir zu Weihnachten zu Hause wären, ob wir nichts frieren u. a. m. Dann rief mich plötzlich eine Stimme auf deutsch an, ganz tabellofes Deutsch, und fragte, wo ich her sei. Im Laufe der weiteren Unterhaltung erzählte er, daß er Oberlehrer sei, er habe viele Jahre als Sprachlehrer in Sächterfelde gewohnt und an der Städtischen Realschule unterrichtet. Er kannte auch das Grunewalder Gymnasium und unsern dortigen Franzosen Deschamps, bei dem ich ja jahrelang Konversation getrieben habe. Bei Euch soll ich anfragen, ob man in Sächterfelde oder Steglitz ihn, den Oberlehrer Pörrigard, kenne. Er warf uns dann Tabak, mir dagegen Schokolade herüber. Er wollte heute um 1 Uhr wieder da sein, ich habe aber mit dem Unteroffizier verabredet, auf ihn gewartet, und so bin ich auch die deutschen Zeitungen, die ich heute hinüberwerfen wollte, heute nicht losgeworden. Alles war ganz unglücklich, und braucht Ihr Euch deshalb nicht zu ängstigen. Meinem Major mußte ich soeben Bericht über das Erlebnis erstatten. Im Laufe meiner geschäftlichen, ungefähr einständigen Unterhaltung hatte sich unser Laufgraben mit vielen Neugierigen gefüllt, die gespannt zusahen. Uebrigens kam ich mal auf unsern Kaiser zu sprechen; da machte der Franzose eine unheimliche Bemerkung und sagte schnell hinzu, daß wir Politik beiseite lassen wollen.

Die Kanone.

Kristi, der große italienische Dichter der Renaissancezeit, hat in seinem lang- und erfindungsreichen Epos „Der rausche Roland“ (1516 zuerst erschienen), die Erfindung der Kanone besungen — in einer so kaffischen Weise, daß auch heute noch daran erinnert werden muß. Die Stelle findet sich im 3. Buch, 11. Gesang, Strophen 22—27. (Zum Verständnis des Zusammenhanges genügt der Hinweis, daß Roland die Kanone Cimoskos, das „verfluchte, zu Sünd und Mord erlernte“ und vom Satan höchstselbst geschmiedete Rohr, in die See versenkt hat — freilich umsonst.)

Genug hiervon! Ich muß nach Roland fragen, Der jenen Witz, Cimosko unterthan, Geworfen in des Meeres tiefste Gründe, Daß seine Spur sein Dasein mehr verkünde.

Doch wenig half es uns; denn leider wachte Der böse Feind der menschlichen Natur, Der dies Geschick nach jenem andern machte, Der niedersah vom Himmel auf die Fur; So durch er uns nicht mindern Schaden brachte Als uns durch Ewas Apfel wiederfuhr. Er wußt es kurz vor unser Väter Zeiten, In eines Raubers arge Hand zu leiten.

Das höllische Gerät ward aus den Hogen Nach langen Jahren, durch des Raubers Macht Aus hundert Masten tief hervorgezogen Und dann zuerst den Deutschen zugebracht, Die mancherlei Versuch damit vollzogen: Und da, auf unsern Schaden stets bedacht Der böse Geist verfeinert ihre Sinne So ward man endlich des Gebrauches inne.

Italien, Frankreich, samt den Ländern allen, Hat all so bald die graue Kunst erreicht. Der füllt die hohlen Formen mit Metallen, Die man zuvor in glüh'nder Ess' erweicht; Der bohrt das Eisen, dieser, nach Gefallen, Macht groß und klein das Rüstzeug, schwer und leicht, Kennt dies Bombarde, Wächse das, nach Laune, Einfache bald, bald doppelte Kartthäume.

Gaubige heißt es, Kallomet, Feldschlange, Die, der es macht, den Namen dem beihert. Was freie Bahn sich schafft auf seinem Gange Und Erz zermettert, und durch Marmor fährt. Sieh, armer Krieger, sieh der Schmiedegänge All deine Waffen hin, bis auf das Schwert; Die Flint und Büchse sei dafür genommen! Sonst wirst du wahrlich keinen Sold bekommen.

Wie hast du Raum in Menschenbrust gefunden, Erfindung, voll des Friedens und der Weh? Durch dich ist Waffenruhm der Ehr' entbunden, Durch dich muß Kriegesruhm zugrunde gehn. Du hast dich, soweit sind Kraft und Mut geschwunden, Scheint Wadern oft der Salade vorzugehn. Durch dich sind Stärl' und Heldenstirn enthoben Der Möglichkeit, im Feld sich zu erproben.

Durch dich erlag und wird hinfert erliegen So edler Herrn und Ritter große Zahl, Es' wir das Ende sehn von diesen Kriegen, Der ganzen Welt, doch mehr Italiens Qual. Drum, sagt ich's euch, so war mein Spruch gediegen: Von den verruchten Geistern allzumal War keiner böser, noch in Frevel dreistler. Als dieser greulichen Erfindung Meister.

Und daß dafür ihn ew'ge Rache quäle, Hat in den tiefsten Abgrund Gottes Hand — Das glaub ich sicher — die verruchte Seele Zu dem verruchten Judas hingebannt.

Wie es im Militärhospital in Le Havre aussieht.

Ueber das große Militärhospital in Le Havre gibt ein holländischer Journalist genauer Auskunft, die uns besonders deshalb interessiert, weil in Le Havre neben Engländern, Belgiern und Franzosen auch ein paar Deutsche gepflegt werden. „Das Hospital ist sehr hübsch gelegen“, erzählt der Berichterstatter im „Allgemeinen Handelsblatt“, „die frische Seeluft kann ungehindert hineindringen, denn es liegt auf einer kleinen Anhöhe. Das Gebäude hat Zentralheizung (allerdings eine große Seltenheit in Frankreich), und die Haupträume sind elektrisch beleuchtet. Die Säle fassen durchschnittlich 30 Betten, alles englische Feldbetten. Das Ganze sieht sehr frisch und sauber aus. Die Pflege der Kranken haben die Schwestern vom St. Thomas-Orden übernommen, demselben Orden, der bereits seit mehr als 200 Jahren solche Liebedienste verrichtet. Diese Schwestern sind von einer rührenden Sorgfalt, und sowohl die Kranken als auch die Ärzte sind ihres Lobes voll. In dem ersten Saal, den ich unter Führung des Chefarztes besuchte, fiel mir besonders ein Singhalse auf. Es sieht doch zu seltsam aus, wenn so ein schwarzer Kopf in den schneeweißen Kissen liegt! Dieser Verwundete hatte bei einem Infanteriegefecht eine Kugel in das Gesicht bekommen und wird wohl zum Andenken an diese Schlacht zeitweilig eine didgeschwollene linke Wange behalten. Am meisten aber interessierten mich die drei Deutschen, die im nächsten Saal lagen. Es waren drei Landwehrmänner. Ihre Betten standen dicht zusammen, damit sie Gesellschaft aneinander hatten. Ich bekam die Erlaubnis, mich mit ihnen in ihrer Sprache zu unterhalten. Alle drei erklärten, daß sie mit der ihnen zuteil werdenden Behandlung außerordentlich zufrieden seien; denn sie würden in keiner Weise im Vergleich zu den anderen zurückgesetzt. Auch bekamen sie alle aus der Heimat gesandten Briefe, Päckchen mit Zigaretten und anderen begehrtwerthen Dingen. Da es gerade 11 Uhr war, so konnte ich auch sehen, was es als Mittagessen gab. In gleichmäßigen Portionen wurde den Verwundeten Fleisch mit Gemüse in bester Zubereitung zugeteilt. Was ich aber weniger gut fand, ist der Umstand, daß die Genesenden in demselben Saal rauchen dürfen, wo die Schwerverwundeten liegen. Sonst aber nahm ich den Eindruck mit, daß dieses Hospital in Le Havre muster-gültig ist.“

Notizen.

— Theaterchronik. Das Charlottenburger Schiller-Theater hat, mit Rücksicht auf die Schüler und Schülerinnen von Groß-Berlin, an den Nachmittagen der Weihnachtsfeier folgende Werke angelegt: Am Freitagabend 3 Uhr: „Fritz Friedrich von Hornburg“; Sonnabend „Wilhelm Tell“ und Sonntag das Schauspiel „Grüne Ostern“ von Heinrich Voe, das zur Zeit der Bestenungskriege spielt. Für alle diese Vorstellungen gelten die bekannten Ermäßigungen.

— Die belgischen Kunstwerke. Französische und auch italienische Mäler haben die Behauptung aufgestellt, die Deutschen entführten Kunstwerke aus öffentlichen belgischen Sammlungen. Insbesondere wurde der Generaldirektor der Berliner Sammlungen, Bode, beschuldigt. Dieser läßt jetzt im „Berliner Tageblatt“ erklären:

„Es ist nicht beabsichtigt, auch nur ein Bild aus den belgischen Sammlungen zu entführen. Lediglich jene wenigen Kunstwerke, die unter Napoleon im Jahre 1814 aus deutschen Kirchen und Sammlungen geraubt wurden, werden, soweit als möglich, wieder zurückgenommen werden.“

Uebrigens sollen die öffentlichen Sammlungen in Belgien, soweit sie nicht in gefährlichem Gebiet liegen, wieder eröffnet werden.

— Ein rheinischer Kunstsammler. Der Domkapitular Alexander Schürten ist in Köln gestorben. Er hat sich um die Erhaltung und Sammlung alter kirchlicher Kunstwerke sehr verdient gemacht. Seine Sammlung hat er bereits vor Jahren der Stadt Köln geschenkt.

— Das Buch der Bücher. Der Vörsenverein der deutschen Buchhändler gibt als Fortsetzung des von ihm angekauften Kaiserlichen Buchlexikons jetzt den Gesamtkatalog aller in Deutschland erscheinenden Schriften heraus. Der erste Band umfaßt die Jahre 1911—1914.

— Wieder einer. Wir lesen in der „Schaubühne“: „Al' Ihr Schweine, welche Deutschland mästet: D'Annunzio, Verbaeren, Godler, Schw, Raeterlind, Dolcroge et osesira. Die zum Dank durch stinkende Verkundung Deutschlands Ruf in aller Welt verpöfiet . . .“ das ist die erste Strophe eines Gedichtes, dessen poetischer Wert nur von seiner wahrhaft wasserländischen Genügnung übertröffen wird. Wen hat der Krieg nun eigentlich „entlarvt“: die fremden Künstler oder die deutschen? Diesmal ist es Hans Pfigner, und das Blatt, das sich von ihm seine Dezembernummer hat verderben lassen, sind die „Süddeutschen Monatshefte“.